



Fern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2 50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2 50 Pengö, Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Triest, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Heft 12

Dezember 1933

XXXVI. Jahrgang.

Weihnachtsgedanken.

Von P. Jakob Lehr.

Die heutige Welt zeigt alle Merkmale einer schweren Erkrankung. Man weisagte sogar den Untergang des Abendlandes. Die Menschheit sehnt sich nach Frieden und kann ihn nicht finden. Zwar triesen die feinformulierten Artikel gewisser Weltblätter von Frieden. Aber des Propheten Stimme echot dazwischen: „Friede, Friede, und doch kein Friede!“

Es fehlt noch mehr als Friede. Millionen Hände strecken sich aus nach Arbeit und greifen ins Leere. Ist das nicht wie in einem Tollhaus? Arbeiten wollen, arbeiten können, und nicht arbeiten dürfen! Und offenbart es nicht geradezu Wahnsinn, daß man dem Glauben an das Glück durch „Heil Moskau!“ Ausdruck gab? Wie konnte es doch nur so weit kommen? Wundern wir uns nicht heuchlerisch! Predigte uns nicht der allgemeine Wirrwarr unter den Völkern, der Wüstenruf nach Arbeit und Brot, das Jagen nach irdischem Genuß die neue Erfüllung der alten Erfahrung: „Worin man sündigt, darin wird man auch gestraft“?

Als die Haushälterin den todkranken Schopenhauer mit dem Hinweis auf Christus trösten wollte, erwiderte er ungehalten: „Ein Philosoph kommt ohne Christus aus.“

Hier liegt die Wurzel unseres ganzen

Glücks. Man wollte nichts mehr wissen von Jesus Christus, dem Welterlöser und Weltheiland. Man hatte die menschliche Vernunft auf den Thron gesetzt. Sie, nicht der Gottmensch, sollte Weg, Wahrheit und Leben sein. Doch sie hat ihre Anbeter zum Narren gehalten.

Man suchte das Heil in der Kultur. Aber ihr fehlte die Seele; und ihr Leib ging auf in Dampf und Elektrizität. Man schuf Maschinen für alles und sah im Fortschritt der Technik die Erlösung aus Not und Elend. Indem jedoch die Maschine Mensch ward, entwertete sich der Mensch zur Maschine. Und wenn die Maschinen sich in Geschütze verwandeln, erstickt der Abgott Kultur auf graufigen Schlachtfeldern.

Man hörte lieber das eintönige Surren in den Fabriken als den erhebenden Orgelklang der Kirchen; denn die Maschine gab Brot. Man glaubte, nicht mehr beten zu müssen: „Vater unser, der du bist in dem Himmel . . . Unser tägliches Brot gib uns heute.“ Doch der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Weil er Gott und Gottes Gebot für überflüssig hielt, wurde ihm auch das tägliche Brot genommen.

Sollen die Völker nicht zugrunde gehen, so gibt es nur eines: Zurück zu Christus, zurück zum Gotteskind in der Krippe! Hin

zum Lichte, das von Bethlehem ausstrahlt, hin zu ihm, der gesagt hat: „Wer mir nachfolgt, wandelt nicht in der Finsternis.“ Diese Verheißung hat sich schon an den armen Hirten erfüllt, die, der Einladung des Engels folgend, zur Krippe eilten: „Ich verkünde euch eine große Freude; heute ist euch der Heiland geboren worden, Christus, der Herr. Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind.“

Wer wie diese Hirten Christus sucht, der findet mit ihm auch Friede und Freude. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er

seinen eigenen Sohn dahingab.“ Es war eine Hingabe bis an die Grenzen der Möglichkeit, es war die menschengewordene Liebe Gottes. Weil die heutige Welt diese Liebe zurückwies, ist sie liebeleer geworden, hat sie selbst sich des Segens von oben beraubt. Soll sie den Weg in eine glücklichere Zukunft finden, so muß sie wieder gläubig und vertrauensvoll rufen lernen: „O Emanuel, unser König und Gesetzgeber, du Erwartung der Völker und ihr Erlöser, komm, uns zu retten, Herr, unser Gott!“

Zellen Himmels und der Erde.

Von Anna Kayser.

Beim Kapellchen „Unserer Lieben Frau von der Hülfe“ rastete Pater Pius ein Weilchen und schaute hinab ins Tal seiner Heimat. Zum Waldhose schaute er, in dem seine Mutter ihm Wiegenlieder gesungen hatte vor vielen Jahren.

Noch zog sich plätschernd das klare Wäßerlein um seine Mauern. Sand hatte er einstmal mit braunen Knabenhänden aus seinem Bett gescharrt und Kirchen daraus gebaut. Und das Heimweh hatte er in träumenden Dämmerungen von ihm gelernt nach fremden Ländern und Menschen.

Zum Kirchlein schaute er hinab, zum stillen, grauen Herrgottshaus, darin das Heimweh tiefer und größer geworden war, wenn aus Gottes Tiefen Gottes Quellen ihm in die Seele gerauscht waren. So groß und stark war es geworden, daß es ihn, den Erben des größten Gutes im Gau, eines Tages zur Mutter getrieben hatte, zur stolzen Herrin vom Waldhose, und zum Vater, zu seinem stillen Vater, dem Erbe und Erstgeburt einst den Weg zum Altar versperrt hatten.

Kein Wort hatte der Vater gesprochen in jener Stunde. Aber er hatte ein jähes Licht in seinen Augen aufflammen sehen. Und den bittenden, nein, fordernden Blick zur Mutter hin.

Auch die Mutter war erst stumm geblieben, wie ein Mensch, der jäh einen Blitzstrahl in sein Lebenshaus zucken sieht. Als sie dann sprach, war ihre Stimme, als sei ein Riß hindurchgegangen: „Du, des Wald-

hofs Einziger — du willst in einer engen Zelle haufen? Erdrücken wird sie dich!“

Der Mönch an der Kapelle breitete die Arme aus: „Du meine Zelle, wie bist du weit! In die Himmel ragst du mir! Jakobs Leiter birgst du mir! Mutter, wenn du's wüßtest!“

Pater Pius stieg sinnend zu Tale, denselben Weg, den er vor mehr denn zwanzig Jahren hinaufgegangen war, fremden Sternen und Menschen entgegen. Die Arme der Heimat umfingen ihn. Aus des Kirchleins offener Tür grüßte ihn ihre Seele. Im Marmeln des Bächleins war noch das alte Heimweh, das ihm ernste, reiche Erfüllung geworden war. Er lächelte versonnen: „Ziehe dahin, ruhelose Welle! Im ewigen Ozean wird dein Heimweh still!“

An der großen Bogentür des Waldhofes klopfte er. Drüben aus der dunklen Eichentür würde nun die Mutter treten — und ihm entgegenkommen mit ihrem sicheren, bewußten Schritt. In ihrem Willkommen würden wieder Mutterstolz und Muttertrauer streiten wie damals, da er als Geweihter kam, sein Erstlingsopfer in der Heimat zu feiern.

Er klopfte wieder. Er wartete. Eine fremde, kühle Luft wehte ihn an. Sie wird doch nicht krank sein, die Mutter. Immer kürzer und immer müder waren in letzter Zeit ihre Briefe geworden, und gar nichts schrieb sie von sich selber . . .

Aus der hohen Eichentür trat eine Frau, sah ihn an mit fremdem Blick — und ihm

Anbetung der Hirten in chinesischer Darstellung. — Die Weihnachtsszene stammt von einem jungen chinesischen Künstler aus Peking. Er schuf auf Bestellung des Apostolischen Delegaten Mons. Constantini eine Reihe religiöser Gemälde. Der Erzbischof hatte ihm noch ein Exemplar des Evangeliums mitgegeben, damit er sich besser in seinen Stoff, Szenen aus dem Leben des Heilandes und der Mutter Gottes, vertiefen könne. Das Ende war die Befehrung des Künstlers nebst einer Reihe von hervorragenden Werken, die seinen feinen künstlerischen Sinn verraten. Mr. Luke Cheng begehrte Unterricht und Taufe. Sein Name ist bereits weithin bekannt geworden. (Fides.)



starb das „Grüß dich Gott!“ auf den Lippen. Die Frau wunderte sich, als sie hörte, daß er seine Mutter suche, die Frau vom Waldhof. Über den Hof zu einer kleinen Hütte wies sie ihn. Der alte Hute-Benz hatte einstmal da drinnen von seinem fünfzigjährigen Dienst ausgeruht.

Da wußte der Mönch, daß die Frau vom Waldhof, die er suchte, es nicht mehr war. Da er nun als Fremdling über den Heimat-hof ging, wurde ihm der Herzschlag schwer, weil die Luft voll Heimweh war.

Im niederen Stübchen fand er seine Mutter.

„Mutter, das bist du?“

Die welken Hände tasteten nach der Stuhllehne. Mühsam suchte die tote Kraft nach einem letzten Reden. Und sank in sich. „Mein armer Sohn, — auch deiner Mutter ließ man nur eine enge Zelle — ärmer als die deine!“

Ihn hatte in kurzen Augenblicken ein Sturm durchbraust, aber nicht einer, der niederbeugt; einer, der dürres Astwerk wegsetzt und die Wipfel nach oben weist. Er fragte nicht, er wußte es selber, was in kurzen Jahren ein Geschick an seiner stolzen Mutter getan. Er nahm ihre Hände in

seine sehnigen braunen, er sah blaue, leise vibrierende Aderchen an ihren Armen und Schläfen, wo sich früher straffe Sehnen spannten, und sah ihr forschend in die Augen: „Trägst du es schwer, Mutter?“

Da ging ein Zucken durch den gebeugten Nacken, das Gesicht mit den tiefen Leidfurchen sank auf seine Hände. Und seine Hände tranken die ersten Tränen, die er seine Mutter weinen sah.

Da fragte er nicht mehr.

Er sah sich um im armen Stübchen und fühlte, wie hart und scharf Hammer und Meißel gewesen sein mußten, die aus der aufrechten Herrin vom Waldhose dieses zitternde Mütterchen gemacht hatten.

„Mutter, warum schreibst du mir nichts davon?“

„Sollte ich dir bekennen, daß meine Zelle nun noch viel kleiner und ärmer sei als die deine? Hast du mein stolzes Wort von einst vergessen?“

Sie sah ihn an mit einem Blick, in dem ein Funke der alten Helle war. Der Blick durchsuchte ihm Herz und Nieren. „Hermann, lege die Hand aufs Herz und sage es mir vor Gott — ist dir deine Zelle nie zu eng geworden?“

Da stand er vor ihr hoch und aufrecht, so daß sie im Nacken seiner Glieder ihre eigene Jugend wiedererkannte. In seinem Blick aber, der hinwegging über Alltag und Grenzen, fand sie seinen Vater wieder . . .

„Mutter, wüßtest du um die hellen Weiten, in denen mir die Enge meiner Zelle unterging von erster Stunde an! Ihre Pfeiler ragen in die Ewigkeit, ihre Wände hüten mir eine Welt, und in der niederen Decke überspannt mich der Himmel. Mutter, meine Zelle liegt in der Unendlichkeit!“

„Und die meine in der Niedrigkeit“, klagte sie. „Hermann, was ist aus unserem

stolzen Hause, aus unserem alten Geschlecht geworden! Ein paar Jahre noch — und wer nennt noch seinen Namen? Du, der heimatlose Letzte!“

Der Mönch nahm die welcke Mutterhand und drückte sie an sein rauhes Klosterkleid, unter dem sein Herz in starkem Schlage pochte.

„Mutter, fühlst du, wie froh es drinnen klopft — weil Tausende mich Vater nennen? Mutter, deinem Sohne wurde ein Geschlecht geboren, das stirbt nicht aus. Da ist er nicht der Letzte, weil Tausende nach ihm kommen . . .“

Verloren sah die müde Frau ihren Sohn an. Sie fühlte das Geheimnis, das über ihm war. Und sie fühlte die Seele des stillen Mannes, der der Vater dieses Kindes war, der in verschwiegener Lebensstrauer ein unerreichbares Ideal gehegt hatte — für seinen Sohn. Zu seinem eigenen Sehnen hatte er ihre Kraft genommen, um im Sohne Erfüllung zu finden.

„Hätte er es doch erlebt!“ seufzte sie. „Von ihm hast du, was du hast! Von deiner Mutter nichts!“

„Doch! Er gab mir die Sehnsucht, du den Mut zur Tat! Gott gebe die Vollendung!“

„Denk an deine Mutter, mein Sohn Pius, wenn du wieder in deiner Zelle bist. Und wenn du hörst, daß meine Zelle noch enger geworden ist, meine letzte arme Zelle . . .“

Die Klage ging in einem lautlosen Schluchzen unter.

„Dann, Mutter, ruhst du aus in Gottes Weite, weil du deinen Sohn hingabst an die Zelle. Sieh, da lacht die liebe Sonne herein! Wie sie deine Zelle weitmacht!“

Da faltete sie die Hände und ihr Blick ging lächelnd hinaus in die Unendlichkeit.

Um die Rassenfrage in Südafrika.

Von Bruder August Cagol.

Bei der Mehrzahl der Europäer in Südafrika findet sich Rassen- und Farbenvorurteil. Die Holländer des 17. Jahrhunderts hatten es mit sich gebracht, und es lebt fort in den heutigen Buren und hat sich auch andersstämmigen Weißen mitgeteilt. Viele Europäer sind heute noch der Ansicht, die schwarzen Eingeborenen seien dazu bestimmt, für immer Diener und

Knechte der weißhäutigen Edelrasse zu sein. Manchen weißen Farmern erscheint das Leben eines Eingeborenen so billig oder minderwertig, daß sie sich nicht scheuen, wegen geringer Vergütung zur Feuerwaffe zu greifen und eigenmächtig „Gerechtigkeit“ zu üben.

Aber von dieser Gerechtigkeitsliebe des weißen Mannes haben die Eingeborenen Südafrikas

keine hohe Meinung; sie können sie nicht haben, denn die Gegensätze bei Beurteilungen von Weißen und Schwarzen sind zu groß. Wiederholte sonderbare Gerichtsurteile, die die schwarzen Verbrecher viel strenger treffen als die weißen, müssen notgedrungen den Glauben der Bantu in die öffentliche Gerechtigkeit erschüttern. Hier nur ein Beispiel. Ein Rechtsanwalt in Kapstadt hatte ihm anvertraute Gelder in der Höhe von 30.000 Pfund veruntreut; er erhielt fünf Jahre Gefängnis. Ein Eingeborener, der einem Freunde nur zehn Schilling gestohlen hatte, bekam sechs Jahre Gefängnis; ein anderer Schwarzer entwendete einem Landsmann einen Penny (!) und erhielt dafür zwei Monate Gefängnis. Nun warf jemand die Frage auf, welche Strafe die beiden Eingeborenen hätten erhalten müssen, wenn sie je 30.000 Pfund unterschlagen hätten. Die Antwort lautete: Der erste hätte 360.000 Jahre und der zweite 1.200.000 Jahre Gefängnis erhalten müssen!

Somit kann es nicht wundernehmen, daß die Eingeborenen im allgemeinen den Weißen mißtrauisch, ja feindselig gegenüberstehen. Das gespannte Verhältnis, das zwischen Europäern und Eingeborenen in Südafrika besteht, verdichtet sich zur „Eingeborenenfrage“, der schwie-

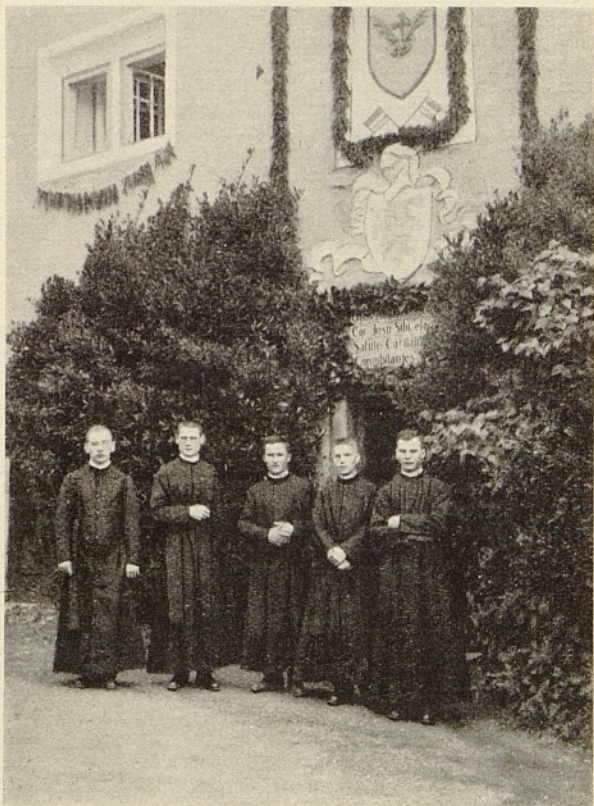
rigten, die dieses noch junge Land zu lösen hat. Über die Art und Weise der Lösung besteht Verschiedenheit der Ansicht, je nach der persönlichen Einstellung. Drei Wege werden hauptsächlich vorgeschlagen.

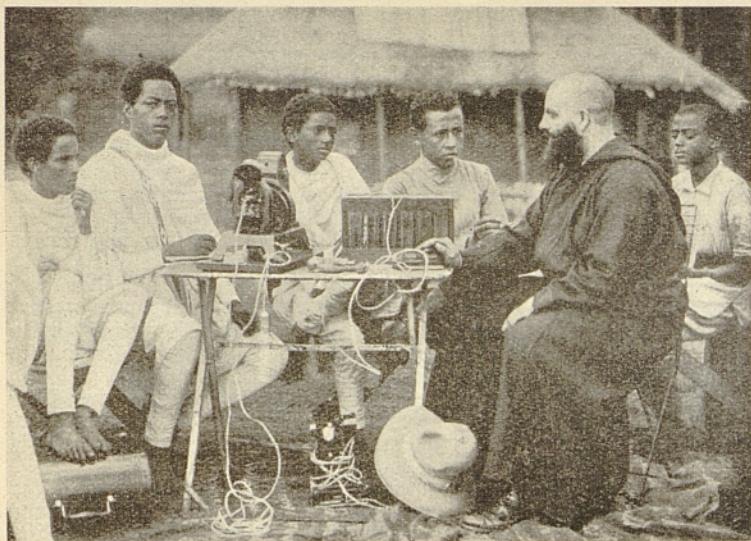
Der erste Weg ist gekennzeichnet durch das Schlagwort: „Der Neger muß an seinem niederen Plaze gehalten werden!“ Die damit verbundene Politik der Unterdrückung würde bei einer allgemeinen Volksabstimmung wahrscheinlich von der Mehrheit der Weißen gutgeheißen werden. Diese Richtung bietet selbstverständlich keine Aussicht auf erfolgreiche und dauernde Lösung der Frage. Man weiß nicht, mit welchen Gründen man ein derartiges Vorgehen befürworten oder auch nur rechtfertigen könnte. Es spräche den Gesetzen der Menschlichkeit und den Grundsätzen des Christentums Hohn, eine überwiegende Volksmehrheit zum Zwecke der Ausbeutung durch eine Minderheit planmäßig unterdrücken zu wollen.

Das zweite Verfahren sieht eine Politik der Angleichung, der Aufnahme, der Verschmelzung vor. Es stützt sich auf Grundsätze der Zivilisation, setzt sich über Schranken von Rasse und Farbe hinweg und anerkennt auch im Eingeborenen die Menschenwürde. Diese Richtung findet natürlich die wenigsten Freunde unter

Unsere Neupriester. — Von links nach rechts: P. Josef Nieberler, P. Anton Baumgart, P. Richard Gabicher, P. Christof Zungnickl, P. Anton Reiterer.

Abreise in die Mission. Am 27. September sind von Hamburg aus in unsere südafrikanische Mission abgereist: P. Anton Baumgart, Br. Anton Stengel, Br. Alois Häring und Br. Alois Stang. Ihnen folgte am 20. Oktober P. Franz Bratina. Wir wünschen den jungen Missionären eine erfolgreiche Wirksamkeit im Heidentum!





Radiofunkster in Äthiopien. Eine wirkliche Radioschule hat P. Gnyen, O. M. C., aus dem Vikariat der Gallas in Ost-Äthiopien eingerichtet. Die jungen Leute müssen sich auf die von der Regierung vorgeschriebenen Prüfungen vorbereiten. Mögen die Schulen uns primitiv erscheinen, dort in Innerafrika und Asien bilden diese „Buschschulen“ oft den Weg zum Gluck für begabte christliche Knaben.

(Fides.)

den Weißen. Ihre Anwendung erforderte auch große Klugheit, um weder hüben noch drüben Schaden anzurichten.

Die dritte Richtung empfiehlt gebietsmäßige Absonderung, indem sie vorschlägt, es sollen scharf umgrenzte „Reserven“ für die Eingeborenen geschaffen werden, wo sie unter sich nach alter Stammesitte leben und nach eigener Art sich allmählich entwickeln könnten, während die Europäer in ihren Landesteilen auch für sich wohnen müßten. Dieser dritte Vorschlag findet großen Anklang und hat besonders viele Anhänger in den Reihen der (buriischen) Nationalisten. Gegen diese Politik sprechen viele Gründe. Die schwarzen Arbeitskräfte sind so sehr mit den Industrien des Landes verknüpft, daß eine scharfe territoriale Trennung der beiden Rassen nicht durchführbar ist. Ferner haben die Weißen einen Großteil der Eingeborenen dem Stammesleben entfremdet und können nicht erwarten, daß diese zu einem Zustande zurückkehren, den sie als veraltet und überwunden betrachten. Aber mehr noch als die Eingeborenen würden die Weißen unter der Absonderung der beiden Rassen leiden. Denn sie sind es, die gegenwärtig den größten Nutzen aus dem Zusammenleben mit den Schwarzen ziehen. Die wahre Lösung der südafrikanischen Eingeborenfrage kann nur auf dem Wege christlicher Grundsätze gelingen.

Tatsächlich trifft man auch wahre und warme Freunde der Schwarzen unter den Europäern Südafrikas, die es sich angelegen sein lassen, daß ein besseres Verständnis zwischen den beiden Rassen zustandekomme und daß die Interessen der Eingeborenen eine gerechte Vertretung und Förderung finden. Diese bequ Coastwerte Bewegung erstarbte in der Nachkriegszeit und führte zur Gründung von „Joint Councils“

(Gemischten Ausschüssen), das heißt von beratenden Körperschaften, die sich aus Europäern und Eingeborenen zusammensetzen.

1921 wurde zu Johannesburg der erste gemischte Rat gebildet. Von seiten der Weißen waren darin vertreten: der Stadtrat, die Staatsabteilung für die Angelegenheiten der Eingeborenen, der erste Friedensrichter, die Handelskammer, die Kleinverkäufervereinigung, der Bund der Rechtsanwälte, die Ärztevereinigung, der Schriftstellerbund, die Lehrervereinigung, die Gewerbeschule und die Baugewerkschaft. Die Eingeborenen waren vertreten durch den Eingeborenenrat den Stab der Abteilung für die Angelegenheiten der Eingeborenen, den Lehrerbund. Die Ziele der gemischten Körperschaft wurden in den Satzungen folgendermaßen bestimmt: Gelegenheit zu geben zu freiem Meinungs austausch zwischen Europäern und Eingeborenen zwecks Förderung besseren Verständnisses und der Zusammenarbeit; die Beziehungen zwischen den beiden Rassen zu studieren; das öffentliche Interesse an den Beziehungen zwischen den beiden Rassen zu wecken durch Versammlungen, Besprechungsgruppen, Benützung der Presse und andere zweckdienliche Mittel; beizutragen am Zustandekommen solcher Gesetze und Verwaltungsmaßnahmen, die Gerechtigkeit zwischen Europäern und Bantu walten lassen; behilflich zu sein in der Schaffung von gesellschaftlichen Einrichtungen für Eingeborene, wie Pfadfinder- und Wanderervereine, Sportvereine, Kinderwohlfahrtsbünde; Schritte zu tun zur Errichtung einer Bücherei, die den Zwecken der gemischten Körperschaft entspricht usw.

Anfangs 1930 hatten sich in den folgenden Bezirken Südafrikas derartige gemischte Körperschaften gebildet: Johannesburg, Durban,

Pretoria, Pietersburg, Benoni, Springs, Kimberley, Cape Town (Kapstadt), Port Elizabeth, Grahamstown, Cradock, Kingwilliamstown, East London, Queenstown, Aliwal North, Umtata, Pietermaritzburg, Ladysmith, Newcastle, Kroonstad, Bloemfontein, Potchefstroom, Vrinheid und Eshowe. Nun ist Witbank mit einer Bevölkerung von 4500 Weißen und 10.000 Schwarzen und Farbtigen nachgefolgt.

Die Seele der Bewegung war und ist Rheinaht

Jones, Universitätsprofessor zu Johannesburg. Im März dieses Jahres hatte der anglikanische Geistliche von Witbank diesen Herrn zu einem Vortrage mit Vorberatung nach Witbank eingeladen. Am 16. Mai erfolgte sodann die Gründung des Witbanker Joint Council. Er zählt zwölf weiße Mitglieder, darunter die beiden Priester der katholischen Mission, Pater Angerer und Pater Klapper, und zwölf fähige Eingeborene, unter ihnen ein Katholik.

Meine Missionswanderungen.

Von P. Josef Musar.

(6. Fortsetzung.)

In Nelspruit habe ich manche Enttäuschung erleben müssen. So ist z. B. ein katholisches Mädchen abgefallen, um heiraten zu können. Ein anderes Mal sollte ein junger Katholik ein protestantisches Mädchen heiraten. Es war schon alles abgemacht, was zu einer gemischten Ehe erfordert wird. Das Mädchen hatte die zu einer Dispens notwendigen Bedingungen auch schon unterschrieben. Da erfuhr ich, daß sie eine Zivilehe eingingen. Wieder ein anderes Mal kam ich spät abends an. Die Familie, der ich meine Ankunft mitgeteilt hatte, war weggezogen. So wußte niemand, daß am nächsten Tage hl. Messe sein sollte. Zudem war im Orte eine Festlichkeit mit vielen auswärtigen Gästen gekommen. Ich suchte nach einer Unterkunft, konnte aber lange keine finden. Das Hotel war vollbesetzt; desgleichen die Privathäuser. Erst gegen Mitternacht gelang es mir, weit draußen außerhalb der Ortschaft ein Haus zu finden, wo man mir ein Sofa zur Nachtruhe anwies. So hatte ich nach langem Suchen doch noch etwas Besseres gefunden als der hl. Josef in Bethlehern. Am nächsten Morgen hatte ich eine einzige Katholikin bei der hl. Messe. Was einen am meisten verdrießt, ist der Umstand, daß manche schön und fromm reden, aber das praktische Christentum so wenig üben.

Nach Sabie.

Eine langwierige, aber doch nicht uninteressante Fahrt ist die von Nelspruit nach Sabie. Auf einer Strecke von 56 englischen Meilen steigt der Zug beständig und erreicht an einer Stelle die höchste Steigung, die einer Bahn gestattet ist. Wie eine

Schlange windet er sich den Bergzug hinan, durch den sich der Nelsfluß seinen Weg bahnt. Herrliche Kaktusarten, Baumfarne und Kaffernbäume, die sich in ihrer roten Blütenpracht wie riesige Blumensträuße ausnehmen, grüßen von weitem zu uns her. Nir-



Raucher aus Eritrea. — Aus dem eritreischen Bergland, das sich längs des Roten Meeres hinzieht, stammt unser Raucher mit dem merkwürdigen Haarbüsch. Eritrea bildet ein Gemisch von Rassen und Sprachen, aber gleichzeitig auch von Religionen. Die Mohammedaner sind vorherrschend, dann folgen die Kopten. Die Katholiken stehen an dritter Stelle mit einer Kopfzahl von 36.000. (Fides.)



Schwarz und weiß. Auf zu gemeinsamer Arbeit! — Vor 50 Jahren kamen die ersten Heilig-Kreuz-Schwestern von Menzingen (Schweiz) nach Durban (Natal, Südafrika), um dort mit den Oblatenmissionären der Unbefleckten Jungfrau Maria zusammenzuarbeiten. Heute bestehen in Südafrika bereits 45 Häuser mit 374 Professschwestern. Wie überall regt sich auch hier unter den jungen eingeborenen Mädchen das Verlangen nach dem Ordensstande. Wir sehen auf dem Bild eine Eingeborenenchwester, die mit ihrer Schweizer Gefährtin hoch zu Ross an die Missionsarbeit geht. (Zides.)

gends sah ich so viele und so herrlich weiß und rot blühende Agapanthus wie auf dieser Fahrt. Damit wechselten Poinsettia, Aronsstab und viele andere Blumen in bunter Pracht. Nach anderthalbstündiger Fahrt gelangten wir zu einer größeren Station; da wird Tee ausgeschenkt; der ist jedoch für gewöhnlich so geschmacklos, daß man kein besonderes Verlangen danach empfindet. Auf der Weiterreise durchquerten wir ausgedehnte Waldpflanzungen; es sind meistens Eukalyptus und Schwarz-Wattle. Letztere ist eine Akazienart, deren Rinde viel Tannin enthält und daher in der Gerberei Verwendung findet. Seit einiger Zeit wird auch eine Kiefernart angepflanzt, die gut gedeiht. An den Berghängen sieht man da und dort runde Kaffernhütten und kleine, spärlich mit Mais bewachsene Kaffersfelder. Endlich gelangten wir auf die Paßhöhe. Kurz vor Sabie faßt der Zug an einem Abgrund vorbei, in dessen Tiefen ein Bach über die Felsen schäumt.

Während der Fahrt kam ein junger Mann, der mich als Priester erkannt hatte, zu mir und bat mich, ich möchte seine Beichte hören. Wir waren ganz allein; ich schloß das Coupé ab und spendete ihm das heilige Sakrament der Buße.

In Sabie besuchte ich die einzelnen Familien. Am nächsten Morgen kam eine schöne Anzahl von Gläubigen zur heiligen Messe.

Ein Ehepaar war sogar acht englische Meilen zu Fuß gewandert, und zwar nüchtern, um die heilige Kommunion empfangen zu können. Das heilige Meßopfer brachte ich bald in einem Privathaus dar, bald in der Stadthalle oder in einem Barbierlokal. Ein junger Mann daselbst, der konvertieren wollte, machte mir viel Freude. Er kam regelmäßig zum Unterricht, lernte trotz vieler Beschäftigungen fleißig und wurde ein ausgezeichnete Katholik. Es gab leider aber auch solche, die trotz aller Bemühungen nicht zum Kirchenbesuch und zum Sakramentenempfang zu bewegen waren. Es ist das für den Wandermissionär eine schmerzliche Empfindung, wenn er lange Reisen hinter sich und alles Menschenmögliche getan hat und trotz allem zuweilen nur geringen Erfolg sieht.

Sabie liegt in einem Talkessel und ist von hohen Bergen umgeben. Zu diesen zählen die höchsten Bergspitzen Transvaals, der Mount Anderson und der Mauchberg. Im Winter sind sie manchmal für kurze Zeit mit Schnee bedeckt. Die Stadt hat etwa 600 weiße und gegen 3600 schwarze Einwohner. Ihre Existenz verdankt sie den dortigen Goldgruben.

In einiger Entfernung von Sabie hat die Regierung zwei Siedlungen für arbeitslose weiße Familien errichtet. In der einen sind 150, in der andern 200 Familien unterge-

bracht. Es sind dies vorwiegend Buren. Ihre Hauptbeschäftigung besteht in der Bewaldung der Gegend. Die Regierung hat wie hier so auch an anderen Orten Transvaals Forstfiedlungen errichtet, und auf diese Weise wurden schon ausgedehnte Landstriche bewaldet. Südafrika ist im allgemeinen arm an Waldbeständen, aber reich an Steppen. Ein größerer Waldbreichtum würde ohne Zweifel auch ausgiebigere Niederschläge zur Folge haben und so die Fruchtbarkeit des Landes erhöhen.

In Sabie wäre die Errichtung einer Missionsstation unter den Eingeborenen dringend notwendig. Es ist für den Missionär schmerzlich, sehen zu müssen, wieviel Arbeit zu leisten wäre und wie gering die Mittel sind, die ihm zur Verfügung stehen, um seine Pläne zur Ausbreitung des Reiches Gottes auszuführen.

Am Montag nachmittag verließ ich Sabie und kehrte nach Nelspruit zurück und setzte von dort aus am nächsten Morgen meine Reise fort.

Firmung in Barberton.

Von P. Bernhard Zorn.

Der 20. August bedeutete für unsere junge Mission ein frohes Erntefest. An diesem Tage empfingen 22 Kinder europäischer Herkunft und 40 Eingeborene das heilige Sakrament der Firmung. Am Vorabend wurde der Apostolische Präfekt Monsignore Mohr feierlich abgeholt. In seiner Begleitung befand sich der Redemptoristenpater Hughes, dessen Aufgabe es war, die weißen Katholiken durch religiöse Vorträge, die nach dem Firmtag begannen, im christlichen Leben zu erneuern und zu stärken.

In der Frühe fand zuerst der Gottesdienst für die Weißen statt, während dessen der Apostolische Präfekt eine ergreifende Ansprache hielt. Hierauf folgte die Aus-

spendung der heiligen Firmung. Manche von den Kindern hatten unmittelbar vorher ihre erste heilige Kommunion empfangen. Unterdessen warteten schon die Schwarzen vor der Kirchentüre auf Einlaß. Sobald die Weißen das Gotteshaus verlassen hatten, drängten die Neger herein. Viele von ihnen waren schon am Abend gekommen; denn sie müssen bis zur Kirche einen Weg von vier bis fünf Stunden zurücklegen. Nach dem Evangelium hielt ich ihnen eine Predigt in der Zulusprache, die in Barberton und Umgebung alle verstehen. Die Mehrzahl der Firmlinge hatte zu Weihnachten 1932 und letzte Ostern die Taufe empfangen. Seit-



Firmlinge in Barberton am 20. August 1933. (Photo P. B. Zorn.)



Karitas unter Nichtchristen. Japanische Bonzen, die milde Gaben sammeln für ein buddhistisches Waisenhaus. Die christliche Tugend der Nächstenliebe findet sich tatsächlich keimartig unter den Buddhisten. Welche Aussichten für unsere Kirche, wenn zu diesen edlen Ansätzen noch die Erleuchtung kommt und die Buddhisten die ewige Wahrheit und Schönheit des Christentums erkennen. (Fides.)

weiten und schlechten Weges, zur heiligen Messe und zur heiligen Kommunion; gewiß ein großes Opfer, das von sehr gutem Willen und tiefem Glauben Zeugnis ablegt.

Firmpate für die Knaben und Männer war der Lehrer unserer 1930 in Moodies eröffneten Schule; Firmpatin für die Mädchen und Frauen war ein gutes, altes Mütterchen, die einzige schwarze Katholikin, die ich hier vorfand, als ich im März 1929 die erste Sonntagsmesse in Barberton las. Sowohl die Feier für die Weißen als auch die für die Neger wurde mit dem sakramentalen Segen geschlossen. Unser kleiner Kirchenchor hatte sein Bestes für beide Gottesdienste hergegeben.

Manche „Stern“-Leser hätten gewiß, wenn sie am 20. August bei mir in Barberton gewesen wären, den Entschluß gefaßt, noch mehr für die Ausbreitung unseres heiligen Glaubens zu beten und zu diesem Zwecke auch gern ein Opfer zu bringen. Sicherlich könnten die Missionäre eine reichere Seelernte erzielen, wenn ihnen mehr Mittel zur Verfügung stünden. Vor allem aber sollte die Zahl der Missionäre wachsen! „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige.“ Möchten doch viele Eltern diese Heilandsklage verstehen und einen ihrer Söhne dem Missionsberuf zuführen!

Umschau.

Das Jubiläumsjahr 1933 brachte für die deutschen Katholiken Gedenktage erhebender Art. Vom 9. bis 12. September wurde in Wien der Allgemeine Deutsche Katholikentag abgehalten. Drei bedeutende Ereignisse waren für die diesjährige Wahl des Tagungsortes ausschlaggebend: die Befreiung Wiens von den Türken und damit die Rettung der christlichen Kultur des Abendlandes vor 250 Jahren; die Vollendung des Stephansturmes vor 500 Jahren, der ein ragendes Sinnbild katholischer deutscher Kulturkraft darstellt und das Wahrzeichen der schönen Hauptstadt an der Donau bildet; die wichtige Katholiken-

versammlung vor 80 Jahren, in der Vertreter aller deutschen Stämme zu den Aufgaben und Fragen der Zeit Stellung nahmen. Mit den Worten: „Ihr Brüder und Schwestern alle weit im Lande, das katholische Wien ruft zum Allgemeinen Deutschen Katholikentag 1933“, hatte Kardinal Doktor Theodor Innitzer zu der gewaltigen Feier eingeladen. Seine Stimme weckte ein mächtiges Echo weit über Österreichs Grenzen hinaus. Außer dem Kardinallegaten Lafontaine aus Venedig, den der Heilige Vater als seinen Stellvertreter entsandt hatte, nahmen an den Feiern noch die Kardinäle von Warschau, Budapest und Paris teil. Über

50 Bischöfe, 100 Äbte und 4000 auswärtige Priester weilten während der Kongreßtage in Wien. Die Zahl der auswärtigen Gäste belief sich auf 200.000. Die Tagung wurde auf dem weiten Platz vor der Karlskirche eröffnet. Vor einem riesigen weißen Kreuz auf schwarzem Grunde fand die Hulldigung der deutschen Stämme statt. Die Verbundenheit der Katholiken im Reiche mit den in Wien Versammelten erhielt ihren Ausdruck in den herrlichen und herzlichen Glück- und Segenswünschen, die der in Fulda versammelte Episkopat an Kardinal Innitzer sandte. Es fällt schwer, aus der Fülle der Veranstaltungen auch nur die wichtigsten zu nennen. Das prächtige Kinderfest auf dem Karlsplatz und das Weihespiel der Jugend im Stadion gehören jedenfalls hieher. Ihren Höhepunkt erreichte die Tagung in der Sonntagsfeier im Schloßpark von Schönbrunn. Man schätzte die Zahl der dabei Anwesenden auf über 300.000. Ein Feuer heiliger Begeisterung durchglühte die ungeheuren Massen des Volkes. Die erhebenden Tage, die da Wien erlebte, können nur mit jenen des eucharistischen Kongresses im Jahre 1912 verglichen werden.

Ein religiöses Ereignis von größtem Ausmaße bildete die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier vom 25. Juli bis 10. September. Das erhellt schon aus der fast unglaublich hohen Pilgerzahl von 2,184.500. Über tausend Sonderzüge führten die Wallfahrer in die alte Römerstadt an der Mosel. Ungezählte Scharen kamen mit Autos, Rädern und zu Fuß. Die Begeisterung für die Heiligtumsfahrt stieg um so höher, je mehr die Kunde von Wunderheilungen in das Land hinausdrang. Bei der letzten Ausstellung des heiligen Gewandes vor 42 Jahren wurden zwölf Heilwunder festgestellt. Diese Zahl scheint aber diesmal überschritten worden zu sein. Ein Urteil über die einzelnen Fälle ist jedoch erst möglich, wenn von den kirchlichen Behörden und den vereidigten Ärzten der amtliche Bericht veröffentlicht wird. Insgesamt haben 613 Schwerkranke den heiligen Rock berühren dürfen. Namentlich in den letzten Tagen der Ausstellung zogen die Menschenmassen Tag und Nacht an der kostbaren Reliquie des Herrn vorüber. Wie allgemein erzählt



„Ame“-Verkäufer in Japan. — Der „Ame“-Verkäufer durchzieht die hübschen Landgemeinden Japans. Er weiß, wie man die Mugierde und damit die Kauflust wecken kann. Er führt einen sonderbaren kleinen Gong mit sich, und so folgen die Hänlein und Gretelein ihm auf Schritt und Tritt, spigen die Ohren und lauschen. Manche kleine Münze wandert so in die Tasche des Mannes mit den zwinkernden Augen. Denn die Japaner lieben das „Ame“, das süße Sirfemal, das wie Syrup schmeckt. (Zides.)

wird, übte der Besuch des Heiligtums auf die Pilger einen tiefen religiösen Eindruck aus. Die Leute erschienen wie umgewandelt. Zahlreiche Menschen, die schon jahrelang dem kirchlichen Leben ferngestanden waren, fanden wieder zu Gott zurück.

Als eine erfreuliche Tatsache darf noch der Abschluß und die Inkraftsetzung des Reichskonkordates verzeichnet werden. „Es ist ein Meisterwerk geworden“, urteilen die „Stimmen der Zeit“ (Oktober 1933). „Man kann diese Artikel“, heißt es daselbst weiter, „nicht erklären, wenn man nicht annimmt, daß der Staat einen großen Wert auf unsere religiös-seelsorgliche Leistung und auf die geistigen Energien des deutschen Katholizismus legt.“

Vom Weltislam.

Grundsätzlich ist sich die Haltung des Islam dem Christentum gegenüber durch die Jahrhunderte bis heute gleichgeblieben. Wo ein scheinbar friedliches Nebeneinander an Stelle des früheren aggressiven Geistes getreten ist, ist das den veränderten politischen und anderen Umständen zuzuschreiben; unter der Asche glimmt der antichristliche Brand weiter, wie sich auch die Lehre des Mohammedanismus in seiner Einstellung dem Christentum gegenüber nicht geändert hat. Macht sich der alte fanatische Geist von Zeit zu Zeit Luft — man denke an die Mahdibewegung, die bis in den Weltkrieg fortgesetzten Armeniengreuel usw. —, so ist die Welt überrascht, läßt sich aber beruhigen mit der bequemen Versicherung, daß seien politisch-nationale Auswüchse.

Es ist eine ausgemachte Tatsache, daß die christliche Mission unter den Moslemin, von vorübergehenden Erfolgen abgesehen, wenig greifbaren Erfolg aufzuweisen hat. Der Distriktshauptling von Lunjar in der Kolonie Sierra Leone, der als Muselman die katholischen Missionäre einlädt, in seinem Gebiete Schulen zu bauen, ist ein weißer Rabe. Zudem vernehmen wir noch, daß zwei seiner Söhne getauft sind, eine katholische Schule besucht und die Erstkommunion empfangen haben. Auch die Tatsache, daß in Indien (Calcut) Mohammedaner mit Hindus andächtig vor der Leiche eines heiligmäßigen Missionsbischofs vorbeidefilieren, daß sie anderswo Almosen geben für christliche Zwecke, darf uns nicht täuschen. Der Kern, die Bewegung bleibt dieselbe, und das Individuum geht hier mehr als anderswo notgedrungen in der Masse unter. Kein Zweifel, der Islam macht heute gewisse äußere Wandlungen durch. Das Beispiel der Türkei, die nicht einmal vor der heiligen Sprache, dem Arabischen, haltmacht, das Erwachen der mohammedanischen Frau, die nach Bildung, Gleichberechtigung mit dem Manne, kurz, Emanzipation strebt, auf öffentlichen Kongressen diese Fragen behandelt, beweist es zur Genüge. Und dennoch wäre es verkehrt, an ein Zurückweichen des islamitischen Einflusses zu glauben.

Wir wollen nicht von den bald mehr bald weniger gewalttätigen Revolten mohammedanischer Horden in Kansu, Sinkiang und anderen Provinzen Chinas im Laufe der letzten Jahre sprechen.

Trotz der Blinderungen und Bedrohungen, denen gerade katholische Missionen dabei ausgesetzt waren, lassen sich diese Fälle zur Not als Ausfluß und Mißbrauch der Rechtsunsicherheit auf chinesischem Boden auffassen und erklären. Bekanntlich haben die mohammedanischen Generäle nicht bloß einmal verlauten lassen, sie seien die Stütze der Regierung gegenüber anderen revoltierenden Heerführern.

Mehr symptomatische Bedeutung haben schon Zwischenfälle — zum Glück vereinzelter Art! —, wie sie sich dieser Tage im Nil-delta abgespielt haben, und die von Weltzeitungen wie der „Times“ unter der Spitzmarke gebracht wurden: „Regierung schreitet gegen moslemitische Bewegung ein.“ Ein aufgebauschter Vorfall in einer protestantischen Schule in Port Said wird von Hezern benutzt, den Pöbel gegen die Missionen im allgemeinen und gegen ein katholisches Schwesternhaus im besonderen anstürmen zu lassen! Die ägyptische Regierung verbot daraufhin der „Liga zur Verteidigung des Islam“ öffentliche Versammlungen. Dort waren die Missionare als „gefährliche Sorte Ungeziefer“ bezeichnet worden, die man ungehäumt aus dem Lande verjagen müsse. Es scheint immer noch, daß der Islam dort, wo er sich stark in der Mehrheit fühlt — in Ägypten gibt es rund dreizehn Millionen Muselmanen bei einer Gesamtbevölkerung von vierzehn Millionen — weniger Zartgefühl anderen gegenüber zeigt, als er für sich selbst in der Minorität beansprucht. Man denke an den Zwischenfall vom Oktober 1932 in Shanghai, wo die Mohammedaner sich durch ein Buch und einen Zeitungsartikel beleidigt fühlten. Sie griffen noch vor ihrem Protest an die chinesische Regierung zur Selbsthilfe und stürmten die Buchhandlung. Dort aber im Reich der Mitte machen die Moslemin von den 400 Millionen nur den 60. Teil aus!

Unterschätzung des Islam.

Es herrschen vielfach noch falsche Vorstellungen über den Islam, sowohl was die Ausdehnung als seine Stoßkraft und seine Werbetätigkeit betrifft.

Massignons Jahrbuch von 1930 gibt die Gesamtsumme der Mohammedaner mit 246 Millionen an. An der Spitze stehen die Hindus mit 64 Millionen, dann kommen die Malaien mit 51, die arabischen Völkerschaften (rein und gemischt) mit 38, die Türken mit 34, die Iranier mit 26, die Neger mit 23, die Chinesen mit 7 und die Balkanvölker mit 3 Millionen. Die wenigsten wissen, welche Anstrengungen der Weltislam von heute macht, was er sich kosten läßt, seine Ideen zu verbreiten, seine Machtstellung nicht nur zu erhalten, sondern auch zu erweitern. Unter diesem Gesichtswinkel ist auch das Ringen zwischen Juden und Arabern um den Besitz Palästinas zu bewerten. Offen spricht man es aus, die Jugend, die auswärts studiert, finde bei der Heimkehr keine Anstellung mehr, weil die fremden zugewanderten Elemente (gemeint sind die durch die Zionisten angesiedelten Juden) ihnen Konkurrenz machen und weil die Araber mit dem Verkauf ihrer Güter zugleich sich die Erwerbsquellen verstopfen. Daher der hartnäckige Kampf gegen diese Verkäufe, die Anlage von Fonds, um das Land in muslimanische Hände zu bringen oder zu erhalten. Kann man hier noch an nationale Ziele denken, so lassen die Studenten der Universität Damaskus jede Maske ihrer antichristlichen Einstellung fallen, wenn sie an den Oberkommissär das folgende Telegramm schicken: „Wir erheben bei Ev. Erz. Einspruch gegen die Evangelisation, wie sie von den Jesuitenmönchen in der Gegend von El-Ladhiqiyah unter Muslimen und Maroniten betrieben wird. Eine solche Propaganda, auf lügenhaften Versprechungen aufgebaut, steht im Gegensatz zur Kultur des 20. Jahrhunderts. Sie schädigt in offenem Gegensatz zu unserm Glauben und Herkommen die Interessen des Landes und Frankreichs gleicherweise...“

Sie, die Petenten, verlangen nicht bloß ein Einschreiten gegen die Tätigkeit der Mönche, sondern bitten auch um Hinföbergabe ihres Protestes an den Völkerbund.



Im Missionsgarten zu Glen Cowie. — Sykomore mit reifenden Früchten. (Photo Dr. Valentin Voznič.)

Die seit Jahren mit allen Mitteln angestrebte Universität in Jerusalem liegt auf derselben Linie. Bereits weiß man, welche Stellung in ihr islamitisches Recht und Theologie einnehmen wird. Eine landwirtschaftliche Fakultät soll ihren Sitz auf dem Ölberg haben. Abordnungen müssen Reisen bis nach Indien unternehmen, um für die Idee und ihre Unterstützung Stimmung zu machen. Es handelt sich ausgesprochenenmaßen um „die Wiedergeburt des islamitischen Orients“.

So wird auch die neuorganisierte Universität El-Aghas in Shubra (Ägypten) von Glaubensgenossen aus Indien, Japan, China, Südafrika besucht.

Streitigkeiten unter Moslemin verschiedener Richtung auf Java werden in Kairo geschlichtet. Es wird die Einhaltung des muslimanischen Kalenders eingeschärft zur „Verewigung des Tages, da Gott den Irrtum von der Wahrheit scheid“.

In diesen Monaten starb ein Propagandist des Islam, der beweist, wie der Halb-

mond auch heute sein altes Ziel nicht aufgegeben hat, mitten in das Herz der Ungläubigen vorzustößen.

Der Islam in Europa und Amerika.

Ramal ud-Din, 1870 in Lahore (Indien) geboren, ward nach Absolvierung von Regierung- und Missionschulen in Pandschab Abdokat, um sich dann seinem eigentlichen Lebensberuf, der Ausbreitung des Islam, zu widmen. Die Reisen in Indien und Südafrika haben seinen Namen nicht so bekannt gemacht wie die Gründung der muslimanischen Mission in Woking-England; bekanntlich hat England nicht nur in Woking, sondern auch in London eine Moschee und über 200 Engländer sind vom Christentum zum Islam abgefallen; darunter bekannte Namen aus der Aristokratie.

Am 20. Oktober 1932 fand in Berlin eine Sektionsitzung des ständig tagenden muslimanischen Komitees von Jerusalem statt. Vertreter aus allen Ländern selbst des fernsten Orients saßen mit den deutschen „Konvertiten“ zusammen. Die wachsende panislamitische Bewegung kommt in den neuerlichen Anstrengungen auf dem Balkan (Albanien, Jugoslawien) und vor allem in dem Übergreifen auf die Vereinigten Staaten

von Nordamerika zum Ausdruck. Es sollen durch große Sammlungen auf der ganzen Welt die Mittel für Mission, Moscheen, Schulen, Bibliotheken usw. aufgebracht werden.

Vor 33 Jahren schrieb ein französischer Kalvinist von der Expansion des Islam in Afrika: „Der Islam marschiert. Sein Lauf nimmt manchmal eine verlangsamte Bewegung an, doch kommt er nie zum Stillstand, und er fürchtet nichts. Er betrachtet das Christentum, seinen stärksten Gegner, ohne Haß; denn er ist seines Endsieges sicher.“

Wir gehen nicht so weit in der Beurteilung der islamitischen Bewegung. Wir vertrauen auf die Geschichte, die das Kreuz trotz seiner geringeren Machtmittel als siegreich dem Halbmond gegenüber erwiesen hat. Wir vertrauen auf die sieghafte Kraft unseres Glaubens und hoffen, daß die Arbeit eines Lavignier und seiner Weißen Väter ebenso wie eines Foucauld nicht vergebens war und ist. Wir vertrauen aber auch darauf, daß das Verständnis für die drohende Gefahr in jene Kreise dringt und zu Gegenmaßnahmen Veranlassung gibt, wo man bisher lässig oder nachgiebig war. Davon ein andermal.

Rom, Dr. Schönhöfner (Fides).

Der Fischer von Karange.*

Von Josef Albert Otto, S. J.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Der Kapitän hatte recht. Gegen Mittag ballten sich rings am Horizont dunkle Wolkenmassen zusammen und schoben sich mit beängstigender Schnelligkeit höher und höher. Die Sonne verschwand. Nur der äußerste Rand der schwarzen Wolkenbank war von einem grell leuchtenden, weißen Band umsäumt. Ein leichter, spitzer Wind setzte ein, der Vorbote des Unwetters. Schon leckte das Meer mit tausend kleinen Wellenzungen gierig an dem Schiffsleib empor. Unruhig stampfte und zitterte der „Meerwolf“. Der Kapitän ließ die Segel einziehen, gab dem Steuermann einen kräftigen Stoß, weil er beinahe auf ein Korallenriff aufgelaufen wäre, und griff selbst zum Steuer.

„Maschallah, willst du uns ersäufen?“ fluchte der Alte. „Oder sind deine Augen vor Angst blöde geworden?“

Da fuhr ein Blitzstrahl über die düster drohende Wolkenwand. Der Donner krachte hinterdrein und rollte mit dröhnendem Getöse den Himmel entlang. Der Sturm brach los und peitschte die Wogen wie wilde Hunde vor sich her. Der „Meerwolf“ tanzte wehrlos auf den Wellen, dem Wüten der Elemente preisgegeben. War das ein Achzen und Stöhnen, ein Krachen und Knarren! Im Takelwerk heulte und piffte der Wind. Blitz auf Blitz durchzuckte die finstere Nacht, und der Donner grollte und brüllte, als berste das Himmelsgewölbe. Der Kapitän und die Schiffsleute fluchten. Daringo be-

* Verlag Herder, Freiburg i. Br.

tete, und seltsame Ahnungen stiegen in ihm auf . . .

„Halt! Was war das? Habt ihr's gesehen?“ frug Daringo. „Ein Fischernach!“

Der Kapitän wandte den Kopf. In der Tat, im Lichte der aufflammenden Blitze sah man ein Boot mit den Wellen kämpfen. Deutlich wurde die schwarze Gestalt des Schiffers sichtbar, der nur mit der äußersten Anstrengung das Boot vor dem Kentern bewahren konnte.

„Sollen wir ihn retten?“ fragte Daringo.

„Spring nur ins Wasser!“ knurrte der Araber. „Ich krümme keinen Finger. Der Meerwolf macht mir gerade genug zu schaffen! — Beim Bart des Propheten! Der Kerl hat uns gesehen und kommt näher. Na, das kann ihm das Leben kosten. Eine Sturzwelle, und er zerbricht seinen Kahn und seine Knochen an den Planken des Meerwolfs.“

„Soll man dem Armen kein Tau zuwerfen?“ begann Daringo wiederum.

„Versuch's! Wenn du aber samt dem Tau über Bord fliegst, dann guten Appetit den Haifischen!“ lachte grimmig der Kapitän.

Der Fischer winkte mit einem Fischen Tuch. Im selben Augenblick verlor er das Gleichgewicht und eine Welle kippte das Boot um. Daringo ergriff ein Tau, knotete es fest und warf das andere Ende in weitem Bogen ins Meer. Nach kurzer Frist straffte sich das Seil. Der Fischer hatte es gepackt und klammerte sich mit der Kraft eines Verzweiflenden fest. Ein paar kräftige Arme halfen Daringo und zogen den Unglücklichen an Bord. Mehr tot als lebendig trug ihn Daringo in die Kajüte und legte ihn dort auf eine Matte.

„Dummes Zeug!“ dachte Daringo, der den Gedanken an seinen Vater nicht loswerden konnte. „Wie sollte der Vater hier aufs Meer kommen?“ Dennoch brannte er vor Neugier. Aber die Nacht war so finster, daß er den Betäubten nicht erkennen konnte.

„Na“, meinte ein fremder Araber aus Tanga, „es sollte mich wundern, wenn das nicht der Fischer von Karange ist.“

„Wer ist das?“ fragte Daringo.

„Kennst du den Fischer von Karange nicht? Seit vielen Jahren schwimmt er hier mit seinem Kahn auf dem Wasser umher.



Eine reiche Überlieferung. — Auf eine Jahrhunderte alte Tradition kann das königliche Hoftheater zu Hué (Annam) zurückblicken. Unser Bild stellt einen Komödiantentyp dar. Die Kultur Annams nahm ihren Weg über China; heute noch erinnert die Hauptstadt Hué stark an Peking. Die französische Regierung stützt die annamitischen Gebräuche. Das Hofleben, wenn auch nicht mehr so glänzend wie in früheren Tagen, hat noch manchen traditionellen Brauch. In Hué ist der Sitz eines katholischen Bischofs (Monj. Chabanon) und des Apostolischen Delegaten für Hinterindien (Erzbischof Dreher, O. F. M.). (Rides.)

Weit aus dem Innern des Landes soll er gekommen sein, so erzählt man, um seine entführten Kinder an der Küste zu suchen.“

„Hat er keinen Namen?“

„Einen Namen? hm! — Den Fischer von Karange nennt man ihn an der Küste, weil er sich auf den Karangeinseln ein Heim aufgeschlagen hat, um den Tod seiner Kinder zu beweinen, die hier im Meere ertrunken sein sollen.“

Daringo schwieg und ging in die Kajüte.

Der Sturm ließ nach, und sahles Zwielicht dämmerte auf. Das blauschwarze Nachtwölck zerriß. Durch die Wolkenspalten quoll flutend das schwere Goldlicht des

Morgens und verklärte Himmel und Meer und die grünen Eilande von Karange.

Daringo beugte sich über den Geretteten und schaute ihm lange, lange ins Antlitz. Kein Zweifel, es sind die Züge seines Vaters. Freilich, Trauer und Schmerz haben eiserne Griffel, und was sie einmal ins Menschenantlitz geschrieben, löscht nur Gott und sein Himmel wieder aus. Der Vater war alt geworden.

Und was glänzt dort am Halse des Fischers? Daß er nicht gleich daran gedacht hatte! An der Halskette hing das Kreuz, der einzige Schmuck seines Vaters — wie damals.

Seliges Erkennen durchjubelte Daringos Herz. Er ergriff die Hand des Vaters und drückte sie sanft. Fumbo wachte aus seiner Betäubung auf und öffnete die Augen. „Wer bist du, Fremdling?“ fragte er matt und zog die Stirn in Falten, als suche er sich in Zeit und Raum zurechtzufinden. Ach ja, er mußte es wieder: der Sturm, das Schiff, das Seil, und dann hatte man ihn in die Kajüte getragen.

„Vater, kennst du mich nicht mehr? Ich bin Daringo, dein Sohn!“

Fumbo schüttelte den Kopf. „Vater? Daringo? — Junger Fremdling, du scherzest mit einem Mann, dem das Meer das Liebste begrub. Schweige davon!“

„Nein, Vater! Dein Daringo lebt und spricht mit dir!“

Mühsam richtete sich Fumbo empor und schaute dem jungen Sprecher ins Auge. Sollte es wirklich Daringo sein? Ja, es war seine Stimme. Und die schlanke, stolze Jünglingsgestalt, das frische Gesicht, die lähnen, leuchtenden Augen, gleichen sie nicht Kiringo, seinem jüngeren Bruder, dem er damals beim Abschied die Häuptlingschaft von Rilema übertragen hatte? Es war kein Zweifel: der Jüngling da vor ihm war ein Sprößling aus dem Geschlecht der Wakilindi, ein Nachkomme des Urahnens Kongoma, sein eigen Kind, dessen Tod er seit Jahren beweinte. Und je länger er das Antlitz des Jünglings betrachtete, um so

deutlicher erkannte er in ihm die geliebten Züge seines Sohnes, dessen Knabenbildnis er als kostbarstes Kleinod im Herzen trug. Nur ein mehrer Gedanke mischte sich in den Jubel des Wiedersehens: Desso!.

„Kind, wo ist die Schwester?“

„Sei nicht traurig, Vater! Rua hat unser kleines Sonnenwögelchen in seinen schönen Blumengarten genommen. Dort spielt es an seiner Hand unter Blüten und leuchtenden Sternen.“

Dann erzählte Daringo dem Vater von der Karawane, Dessalos Tod, dem Untergang des Sklavenschiffes, von seiner Rettung, von den Missionären, und nun zeigte er auf seine Brust, und aus einer Stimme voll Glück und Ruhe klang es: „Schau, hier, Vater! Auch ich trage ein Kreuz wie du. Jetzt werden wir beide heimkehren zu unsern Brüdern. Und nach uns werden die Weißen kommen und den Wadschagga das Kreuz bringen. Dann wird Rilema der glücklichste Ort des Landes.“

Gegen Mittag ankerte der „Meerwolf“ im Hafen von Tanga. Vater und Sohn schlossen sich einer Karawane an, die ins Innere des Landes zog.

Freude und Jubel nahmen kein Ende in Rilema, als Fumbo und Daringo eintrafen. Kiringo trat zurück. Fumbo ward wieder Häuptling, und Daringo erzählte den lauschenden Wilden von Krippe und Kreuz.

Noch war kein Jahr vergangen. Da traf Vater Franz mit zwei anderen Missionären in Rilema ein und ertete von der ersten Saat, die Daringo gesät hatte.

* * *

An der Küste aber traf man seit jener Sturmnacht den einsamen Fischer nicht mehr. Das nächtliche Licht auf dem Wasser war erloschen. Die Hütte am Ufer der Insel fand man zerfallen, das Feuer war tot und die Asche vom Winde verweht.

In den Dörfern erzählten sich die Leute: „Der Fischer von Karange hat seine Kinder wieder gefunden und ist heimgekehrt zu den Seinen.“

Allen Beziehern des „Stern der Neger“ entbieten zum hohen Weihnachtsfeste und zum Neuen Jahre die herzlichsten Glück- und Segenswünsche: Schriftleitung und Verwaltung.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Kongregation der Missionäre Sohne des heiligsten Herzens Jesu. Verwaltung: Missionshaus „Maria Fatima“, Post Unterprenstätten b. Graz, Stmk. Verantwortlicher Redakteur für Österreich: P. Alois Wülfling, F. S. C., Generalassistent, Missionshaus „Maria Fatima“, Post Unterprenstätten bei Graz; für Deutschland: P. Heinrich Wohnhaas, F. S. C., Missionsseminar St. Josef, Ellwangen-Jagst, Württemberg. — Universitäts-Buchdruckerei „Storia“, Graz.